

(Nachdruck verboten.)

14) Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

In Palmar hatte man nie einen Wein getrunken, der sich mit dem Canamels auch nur vergleichen konnte. In seinem Hause wurden nur gute Sachen verzehrt. Der Wirt nahm die Deute gut auf und schöpfte sie mit dem Preise nur ein ganz klein bißchen in ganz vernünftiger Weise.

Canamel stammte nicht aus Palmar, er war nicht einmal aus Valencia. Er war viel weiter her, aus einer Gegend, wo man kastilianisch spricht. In seiner Jugend hatte er als Karabinier auf dem Albufera ein armes häßliches Mädchen aus Palmar geheiratet. Nach einem bewegten Leben hatte er etwas Geld zusammengebracht und sich in der Heimat seiner Frau niedergelassen. Die arme Kleine war krank und hatte nicht mehr lange zu leben. Die zahlreichen Reisen hatten sie aufgezehrt, doch stets hatte sie von ihrem ruhigen, kleinen Waldwinkel geträumt.

Die anderen Gastwirte schimpften auf Canamel, als sie sahen, wie er ihnen ihre ganze Kundschaft wegnahm.

„Ach, der Erzspihube, er hatte gewiß seinen Grund, daß er den guten Wein so billig verkaufte. Die Schenke kümmerte ihn am wenigsten, daraus zog er nicht seinen Nutzen. Nicht umsonst war er so weit hergekommen, um sich in Palmar niederzulassen.“

Doch Canamel lächelte mit vergnügter Miene, wenn er solche Worte hörte, und meinte:

„Leben muß doch schließlich jeder.“

Die intimsten Freunde Canamels wußten, daß in diesen Redereien ein Körnchen Wahrheit war. Die Schenke lag ihm in der Tat sehr wenig am Herzen; seine Hauptarbeit wurde nachts verrichtet, wenn alles geschlossen war; nicht umsonst war er Karabinier gewesen und hatte sich an den Meeresgestaden herumgetrieben. Allmonatlich wurden Ballen an die Küste geworfen, die durch den Sand rollten und die eine Menge schwarzer Schatten dann weiterstießen, aufhoben und durch die Dehesa bis ans Ufer des Meeres beförderten. Dort wurden die großen Barken, die sogenannten Gräber des Albufera, die bis zu hundert Säden Reis aufnehmen konnten, mit den Tabakballen beladen und nahmen langsam ihre Fahrt durch die Dunkelheit bis zum Festlande wieder auf — und am nächsten Tage hatte niemand etwas gesehen, noch gehört.

Canamel suchte seine Komplizen unter den Kühnsten, verschlagensten Besuchern der Schenke. Tonet wurde zwei- oder dreimal mit seinem Vertrauen beehrt, weil er trotz seiner Jugend stark und verschwiegen war. Bei dieser nächtlichen Arbeit konnte sich ein kräftiger Mann recht gut seine zwei bis drei Duros verdienen, die naturgemäß wieder in Gestalt der in der Schenke verzehrten Getränke zu Canamels Händen zurückkehrten. Trotzdem sagten alle, wenn sie am nächsten Tage über die Zufälle eines solchen Streifzuges, dessen Hauptakteure sie selbst gewesen waren, sprachen, voller Bewunderung:

„Nein, was ist dieser Canamel für ein kühner Mann, wie mutig setzt er sich der Gefahr aus, gefaßt zu werden.“

Seine Geschäfte blühten. Am Strande schien dank der Gewandtheit des Gastwirts alle Welt blind zu sein. Seine alten Freunde in Algier schickten ihm regelmäßig die Ladungen, und der Handel wurde mit um so größerer Leichtigkeit betrieben, als Canamel das Schweigen derer, die ihm hätten lästig werden können, mit vollendeter Freigebigkeit bezahlte. Alles schlug ihm zum Vorteil aus. Ein Jahr nach seiner Rückkehr aus Palmar hatte er gute Reisfelder gekauft, und im oberen Stock der Schenke bewahrte er in einem Winkel seine Geldsäcke, mit deren Hilfe er notleidende Personen unterstützte, indem er ihnen Geld auf Zinsen ließ.

Sein Ansehen wuchs mit Blitzesschnelle. Zu Anfang hatte man ihm wegen des süßlichen und weichen Akzents, mit dem er sich in einem äußerst gewählten Valencianisch ausdrückte, den Beinamen Canamel (Zuckerrohr) gegeben, als er reich wurde, nannte man ihn, ohne seinen Spitznamen zu vergessen,

Paco, weil er nach den Behauptungen seiner Frau diesen Namen in seiner Heimat trug.

Beim Tode seiner Frau, der armen Gefährtin seiner traurigen Tage, wollte sich seine Schwägerin, eine gräßliche Megäre, mit ihrer ganzen Familie als Wirtin in der Schenke niederlassen. Sie umgaben Canamel mit der aufmerksamsten Fürsorge und hoben die Schwierigkeiten hervor, die für einen einzelnen Mann entstehen würden, wenn er eine so große Schenke allein zu leiten hätte.

Ja gewiß, der Mangel einer Frau machte sich fühlbar.

Doch Canamel, der seine Schwägerin stets wegen ihrer bösen Zunge gefürchtet hatte und vor ihrer Absicht, den noch warmen Platz ihrer Schwester einzunehmen, zitterte, setzte sie trotz ihrer skandalösen Proteste ganz einfach vor die Tür. Für die in der Wirtschaft zu besorgenden Arbeiten genügte ihm zwei alte Frauen, zwei Fischermittwen, die ganz ausgezeichnete Mateloten braten konnten, wie sie die Würger aus Valencia auf ihren Ausflügen wohl zu schätzen wußten. Sie säuberten das Haus und reinigten die Tische, die die ganze hier verkehrende Dorfgemeinde beschmutzt hatte.

Als Canamel sich von seiner Schwägerin befreit sah, sprach er gegen die Ehe. Ein Mann, der Vermögen besitzt, konnte nur mit einer Frau, die reicher war als er, eine Vermunftehe eingehen. Häufig lachte er abends, wenn er den Onkel Paloma von den Frauen sprechen hörte.

Der alte Schiffer erklärte, die Männer sollten sich nur ein Beispiel an den Seenachtigallen nehmen, die fröhlich singen, wenn sie frei sind, und lieber sterben als in Gefangenschaft leben.

Alle Vögel des Sees mußten ihm zu Vergleichen dienen.

Die Weiber? . . . Glende Geschöpfe. Sie waren die undankbarsten und vergeßlichsten Wesen der Welt. Man brauchte sich nur die armen Geschöpfe vom See anzusehen. Sie flogen stets in Begleitung ihres Weibchens und waren unfähig, ohne sie Nahrung zu suchen. Wenn der Jäger schießt und das Weibchen getroffen wird, so flattert das arme Männchen, anstatt davonzujugeln, im Kreise um die Stelle, wo seine Gefährtin gefallen ist, bis der Jäger es ebenfalls erlegt hat. Wird dagegen das Männchen erschossen, so fliegt das Weibchen schnell davon, ohne auch nur den Kopf zu wenden, als wenn gar nichts geschehen wäre . . . Und wenn sie ihren Gefährten verloren, dann sucht sie sich sofort einen anderen. Bei Gott, alle Weiber sind gleich, ob sie nun Federn oder Röcke tragen.

Tonet verbrachte alle Nächte in der Schenke, und gespannt erwartete er den Sonntag, weil er sich dann den ganzen Tag hier aufhalten konnte. Dieses Faulenzlerleben, mit dem Krüge neben sich, gefiel ihm über alles, wenn er die schmutzigen Karten auf die Decke werfen konnte, die auf dem Tische lag. Es war jammerschade, daß er nicht Canamels Vermögen besaß, um dieses vornehme Leben fortführen zu können. Er wütete bei dem Gedanken, daß er am nächsten Tage wieder in der Barke arbeiten mußte, und seine Leidenschaft für das Nichtstun war so groß, daß Canamel ihn nicht einmal mehr zu den nächtlichen Arbeiten benutzte, als er sah, wie widerwillig er die Ballen auflud und sich stets mit seinen Gefährten zankte.

Er zeigte seine Tüchtigkeit nur bei einem ganz besonderen Umstande, nämlich bei dem großen Feste, das in Palmar zu Ehren des Christkinds am dritten Weihnachtstage stattfand. Dann zeichnete sich Tonet vor allen jungen Leuten des Sees aus. Wenn die Musik von Catarroja abends in einer großen Barke anlangte, dann stürzten sich die jungen Leute ins Wasser und kämpften um die große Trommel. Das war eine Ehre, sich mit Gewalt des großen Instrumentes zu bemächtigen, es sich im Triumph auf die Schulter zu laden und damit durch das Dorf zu ziehen, und sie prahlten den Mädchen gegenüber nicht wenig damit.

Tonet stand das eiskalte Wasser bis zu den Schultern, doch trotzdem schlug er mit den Fäusten auf die Kühnsten, die sich ihm nahen, lehnte sich dann an den Rand der Barke und machte sich zum Herrn der großen Trommel.

Dann kamen an den drei Festtagen die verschiedenartigen Zänkereien, die stets mit Schlägen endeten. Hoch ging es auch auf dem Ball her, der auf dem von Fackeln beleuchteten Marktplatz stattfand. Unter dem Vorwand sie wäre seine Braut, zwang Tonet Releta, in einem Winkel sitzen zu bleiben

und verbot ihr zu tanzen, während er mit anderen Mädchen tanzte, die sicherlich weniger hübsch aber besser gekleidet waren. In der Weihnachtszeit brachten die jungen Leute Serenaden, zogen von Tür zu Tür, um Lieder zu singen; zur Kräftigung hatten sie ein Könnchen mit Wein bei sich, und jedes Lied wurde von lautem Gewieher und einer Flintensalbe begleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Chor, Vers und Monolog im Drama.

Von Dr. Rudolf Franz

Der heutige Theaterbesucher, der an einem Abend den „Tell“, am anderen vielleicht die „Hedda Gabler“ sieht, wird sich in den seltensten Fällen darüber Rechenschaft geben, was für grundlegende Unterschiede in der äußeren dramatischen Form zwischen einem Stück von Schiller und einem von Ibsen bestehen. Es sind vor allem zwei solcher Unterschiede, die uns heute ja so geläufig geworden sind, daß wir ebendeshalb sie gar nicht mehr als wesentliche Unterschiede erkennen: Selbstgespräche und Verssprache bei dem einen — stumme Soloszenen und Prosa bei dem anderen Dichter.

Geht man weiter zurück, sehr weit zurück — bis zu den alten Griechen, so findet man noch ein drittes Ausdrucksmittel, das ebenfalls bei Ibsen fehlt, ja gar nicht denkbar wäre, und das selbst bei Schiller schon, außer in einem Stücke, geschwunden ist. Das ist der — Chor. Schiller hat in einer merkwürdig realistischen Anwendung versucht, diesen Chor wieder in das Drama einzuführen, der doch schon seit Jahrhunderten, fast seit Jahrtausenden aus ihm verschwunden war. So großartig nun auch die Chöre in Schillers „Braut von Messina“ dem Leser erscheinen: beim Hören empfindet man gleichwohl die Unerträglichkeit dieses Ausdrucksmittels. In der Tat verzichtete man bei der Darstellung der „Braut von Messina“ heute fast ausnahmslos darauf, die betreffenden Stellen, wie der Dichter selbst es ursprünglich nach antikes Vorbild sich gedacht hatte, durch einen Chor, durch eine Anzahl gleichzeitig Redender, vortragen zu lassen. Vielmehr werden die Worte verteilt unter einzelne Mitglieder dieses Chors. Dazu nötigt ja schon die Forderung der Verständlichkeit. Nur mit größter Sorgfalt ist es möglich, eine Anzahl Menschen genau im Takt gleichzeitig sprechen zu lassen. Ein einzelner schon kann durch eine Alleinigkeit das ganze verderben.

Die alten Griechen haben vermutlich ihre Chöre gesungen — oder doch in einer recitativen Weise, tastmäßig, gesprochen. Dabei führten sie feierlich-getragene Tanzbewegungen aus. Und der Inhalt dieser Chorlieder war dem angepaßt: in allgemein gehaltenen Bildern und Gedanken wurde eine Art Betrachtung angestellt über die vorhergegangenen oder zu erwartenden Geschehnisse des vorgestellten Dramas. Häufig sogar wurde aus dem Chorlied ein Hymnus, ein Gebet zur Gottheit — deren Altar ja ursprünglich den Mittelpunkt des besonderen Raumes bildete, auf dem sich die Choreuten, die Mitglieder des Chores, bewegten.

Indessen haben schon die Griechen, deren Drama sogar aus diesen Hymnen, aus diesen religiösen Tänzen und Gesängen entstanden war, im Laufe der Entwicklung ihres Dramas die Verwendung des Chores immer mehr eingeschränkt und verändert. Ja, sie haben zuletzt den Chor so gut wie ganz aufgegeben. Und sie würden ihn völlig abgestoßen haben, wenn die Entwicklung nicht jäh unterbrochen worden wäre. Die Ausstattung des Chores lag den reichsten Bürgern ob. Als nun aber nach dem verheerenden peloponnesischen Kriege, der von 431 bis 404 dauerte und der Entwicklung des griechischen Geisteslebens ebenso ein Ende bereitete, wie im Deutschland des 17. Jahrhunderts der um drei Jahre längere 30jährige Krieg den Anfang der Entwicklung hemmte — als dieser Krieg den allgemeinen Wohlstand zum Sinken brachte, da war es auch nicht mehr möglich, jene Riesenwendungen zu machen, durch die man vorher die Schauspiele zu solchem Glanz entwickelt hatte. Das gab auch dem Chor den Rest. Der Komödiendichter Aristophanes schuf seine letzten Stücke, nach diesem Kriege, ohne den alten Chor zu verwenden. Freilich sank von da an die griechische Kultur rapide, und es entstanden immer seltener und immer unbedeutendere Dichter, bis endlich das erste Drama ganz verschwand oder mehr und mehr dem Zirkus und allerlei Possen den Platz räumte.

Fast zweitausend Jahre lang hat dann das Drama einen tiefen Schlaf geschlafen, aus dem es nur hier und da zu kurzem, wenig glanzvollem Leben erweckt wurde. Die christliche Religion und die gewaltigen Stürme, die sie nach sich zog, ließen sogar das griechische Drama lange Zeit in völlige Vergessenheit geraten, der es erst im Ausgang des Mittelalters allmählich und bruchstückweise wieder entrisen wurde.

Unterdessen aber hatten sich die Zeiten gewaltig verändert. Und als schließlich Shakespeare kam, da war der ursprüngliche Sinn und Zweck des Theaters so ganz verwandelt, daß er ein völlig neues Drama erschaffen mußte. Ohne es zu wollen oder zu wissen, knüpfte er aber doch da an, wo die griechische Entwicklung zwei Jahrtausend vorher aufgehört hatte. Und so verzichtete er von

vornherein auf den Chor, den ja auch die Griechen, wie schon gesagt, mehr und mehr vernachlässigt und aufgegeben hatten. Zwar läßt er gelegentlich noch einen „Chorus“ auftreten; aber das war geradezu das Gegenteil des alten Chores, nämlich ein einziger, der freilich eine ähnliche, doch vergleichsweise sehr untergeordnete Rolle spielte wie der eigentliche, alte Chor: indem auch er allgemeine Betrachtungen anstellte.

Hat Shakespeare auf diese Weise einen kümmerlichen Rest des Alten beibehalten, so bietet er zugleich eine Spur von etwas ganz Neuem, von etwas, das sich erst entwickeln sollte: Er führt neben der Sprache des Verses, die seit Anbeginn im Drama geherrscht hatte, gelegentlich auch die Prosasprache, die Sprache des täglichen Lebens ein. Von da bis zur alleinigen Verwendung der Prosa im ersten Schauspiel war freilich noch ein weiter Schritt. Der wurde erst im 18. Jahrhundert getan, anderthalb Jahrhunderte nach Shakespeare. Neben ihren unbedeutenderen Vorgängern haben damals besonders Lessing und Diderot, der vielseitige Philosoph, sich dieser neuen Gestaltungsart des Dramas angenommen. Schiller und Goethe wandelten anfangs in ihren Spuren,kehrten sich dann aber so entschieden davon ab, daß noch jahrzehntelang niemand unter den großen Dramatikern diese neue Bahn weiter zu verfolgen sich entschloß. Ja, Schiller hat gerade aus Opposition gegen diesen Realismus, gegen dieses Fortschreiten der Wirklichkeitsformen, jenen erwähnten Versuch gemacht, den Chor wieder ins Drama einzuführen und auch damit, wie mit der Verssprache, nach seinem eigenen Ausdruck, dem Naturalismus in der Kunst „offen und ehrlich den Krieg zu erklären“.

Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts — wenn wir von einzelnen Vorstößen, wie Hebbels „Maria Magdalene“ absehen, beginnt ein Franzose, der jüngere Dumas, in ersten Schauspielen sich ausschließlich der Prosasprache zu bedienen. Zu jener Zeit haftete Ibsen noch im Boden des romantischen Dramas mit vorzugsweiser Benutzung der Verssprache. Doch auch er greift schon damals mehrfach zur Sprache der Wirklichkeit, des alltäglichen Lebens.

Ibsen und Dumas haben dann, während sie in dieser Hinsicht nur fortzusetzen brauchten, was Lessing, Diderot und andere schon vollbracht hatten, noch ein anderes Ausdrucksmittel des Dramas allmählich aufgegeben und ersetzt, das zwar ebenso wie Chor und Verssprache schon im 18. Jahrhundert von einigen unbedeutenden Dramatikern verlassen worden war, ohne daß aber von diesen Leuten eine nachhaltige Wirkung ausgegangen wäre. Sie vermieden nämlich mehr und mehr den Monolog, das Selbstgespräch oder, richtiger übersetzt und ausgedrückt: das Alleingespräch. Richard Wagner war ihnen da in einigen seiner Opern noch zugekommen und ist für sie vielleicht sogar vorbildlich gewesen. Das des näheren auszuführen, fehlt hier der Raum. Ibsen war dann erst der eigentliche Vollender dieser neuen Fortschrittsstufe des Dramas, indem er das Alleingespräch teils durch sinnesreiches stummes Spiel etwa allein auf der Bühne anwesender Personen ersetzte, teils durch seinen Dialog, d. h. durch die Art und Weise, wie er seine Personen miteinander reden läßt, das Alleingespräch, das zur Enthüllung geheimster Gedanken und Stimmungen einst notwendig war, ganz überflüssig machte.

Damit war denn auch das dritte jener Ausdrucksmittel verschwunden, die ursprünglich zum Wesen des Dramas gehört hatten. Und wenn wir mit Shakespeare, also etwa mit dem Jahre 1600, mit Lessing, etwa 1750, und mit Ibsen, bis 1900, die drei Stufen bezeichnen wollen, so sind diese drei Ausdrucksmittel, Chor, Verssprache und Alleingespräch, in Abständen von ungefähr je anderthalb Jahrhunderten dem Drama verloren gegangen. Sie alle drei sind im modernen Drama, soweit es Gegenwartsprobleme in einem Gegenwartsgemwand behandelt, ebensowenig denkbar, wie einst, vor zweitausendvierhundert Jahren, das Drama der Griechen, das heißt das erste Drama überhaupt, ohne sie denkbar war.

Denn in diesem Urdrama war der Chor, d. h. eine Anzahl tanzender und singender Verehrer einer Gottheit, sogar das eigentliche Element gewesen. Und die singende Vortragsweise hatte wiederum die gebundene Redeform, die Verssprache bedingt. Nachdem dann schließlich ein einzelner sich losgelöst hatte aus dem Chor und, wie etwa ein Priester auf der Kanzel, allein sprach, war auch eben das Alleingespräch gegeben. Ursprünglich war das kein Monolog in unserem Sinne, sondern ein Vortrag, da eben immer ein Publikum zugegen war. Erst später, als man den Chor zeitweilig und zuletzt völlig entfernte, entstand der Widerspruch des eigentlichen Mitsichselbstsprechens. Mit dieser Entfernung des Chores, auch wenn sie nur zeitweilig war, gab man also schon die innere Berechtigung aller drei Ausdrucksmittel preis. Denn nur dem Chor war ursprünglich die Verssprache gemäß, wie etwa einem Kirchenliede. Und ebenso war das Sprechen eines einzelnen ohne einen Partner nur durch die Anwesenheit des Chores bedingt und ermöglicht worden. Mit der Aufgabe des Chores also, unter Beibehaltung des Alleingesprächs und der Verssprache, verirrte sich schon das antike Drama in eine Sackgasse, aus der auch Shakespeare und die deutschen Klassiker nicht herausfanden.

Heute nun haben wir zwei Gattungen des ersten Dramas. Eine, die eben auf alle jene Ausdrucksmittel Verzicht leistet und wenigstens in der äußeren Form möglichste Wirklichkeitsstreue anstrebt; diese Form wird repräsentiert durch Ibsens Dramen. Und

*) Binnen kurzem erscheint bei Niemeyer in Halle eine Schrift über diese Dinge unter dem Titel „Der Monolog und Ibsen.“

eite, die das Gegenteil davon darstellt und zugleich das Gegenstück zum alten, griechischen Drama — wo dessen Hülfsmittel nach wie vor am Platze sind. Das ausgeprägteste Beispiel für diese letztere Gattung ist der zweite Teil von Goethes „Faust“, wo Vers, Monolog und sogar Chor eine noch ebenso bedeutsame Rolle spielen wie einst bei Sophokles und seinen Zeitgenossen. Aber diese Art Drama ist dem Theater mehr und mehr entfremdet. Sie ist weniger für den Zuschauer als für den Leser und allenfalls den Hörer von Wert und von Interesse. Sie ist schwer darstellbar und noch schwerer (als Darstellung) genießbar. Vielmehr gehört das moderne Theater dem modernen Drama, dem Wirklichkeitsdrama und vor allem dem Wirklichkeitsdramatiker schlechthin: dem toten Nothweger.

(Nachdruck verboten.)

Der Isprawnik.

Von J. D. Tschschetw.

Ueber die traurige sibirische Ebene senkten sich die Abend Schatten, als zwei Männer vor der einsamen Lehmbütte am Waldbrande anhielten. Es war dies der unläuglich aus Petersburg angelommene Isprawnik (Kreisvorsteher) Wassili Wolhynzew mit dem Ortschreiber, den er gewöhnlich mit sich auf die Jagd nahm.

Infolge der Ermüdung oder der mißglückten Jagd befand sich Wolhynzew in sehr schlechter Laune. Ungeduldig öffnete er die Tür der Hütte, um ihren Besitzer um irgend eine Stärkung zu bitten. Aber niemand war da, nur aus der Schwelle stand ein großer Topf mit Milch, und daneben lagen ein Laib Brot, Eier und Käse.

„Ist niemand da?“ rief Wolhynzew ungeduldig. „Ich habe Durst.“

„Trinken Sie doch ruhig, soviel Sie wollen,“ sagte der Schreiber und wollte ihm den Milchtopf reichen.

„Warte,“ hielt Wolhynzew ihn zurück. „Wahrscheinlich haben sich die Leute hier das Abendbrot zurechtgestellt. . . Wertwürdige Leute das! Die Tür ist nicht verschlossen und keine lebende Seele da. . . Hier treibt sich nicht wenig Gesindel herum, nachher werden sie jammern, wenn sie bestohlen worden sind.“

Der Schreiber lächelte.

„Mit Absicht tun sie es so. Gerade deshalb haben sie die Speisen hier hingelegt, damit die Vorüberziehenden sich stärken. Haben Sie keine Sorge, Wassili Michajlowitsch, essen und trinken Sie, soviel Sie wollen!“

„Für die Vorüberziehenden?“ fragte Wolhynzew ungläubig.

„Wer kümmert sich in dieser Weise um die Vorüberziehenden?“

„Alle tun es, in sämtlichen Dörfern,“ entgegnete der Schreiber. „Das ist ein alter Brauch, und jeder hält es heute für seine heilige Pflicht. Hier trifft man das seltener an, aber in den Dörfern, — da tragen sie jede Nacht Speisen und Trank mitten auf den Weg hinaus oder stellen sie unter's Fenster hin. Sie stellen die Speisen hin, in der Nacht kommt der Landstreicher, sucht sie auf und sättigt sich.“

„Was für Landstreicher?“

„Nun, die Verbannten, die aus der Skatorge“) entfliehen, von den schweren Zwangsarbeiten. Hier nennt man sie einfach Landstreicher.“

Wolhynzew blickte den Schreiber verwundert an.

„Ja, das ist gerade für sie,“ fügte dieser, innerlich über etwas erfreut, hinzu. „Ziehen doch durch unsere Gegend so viele Flüchtlinge durch, daß man sie nicht einmal zählen kann! Es werden wohl schon hundert Jahre her sein, seitdem sie fortwährend vorüberziehen, — kein Wunder, daß das Landvolk sich daran gewöhnt hat.“

Der Schreiber erzählte, und Wassili hörte nachdenklich zu, runzelte die Stirn und biß sich auf die Lippen.

„Du sagst, die Bauern hätten sich daran gewöhnt?“ fragte er mit einem Halbächeln, den Schreiber unterbrechend.

„Ja, sie haben sich daran gewöhnt.“

„Und sie speisen und tranken die Bagabunden?“

„So ist es. Aber das ist noch nicht alles. Es kommt auch vor, daß man den Alten und Kranken, die nicht selbst ins Dorf kommen können, die Speisen in den Wald trägt, ja sogar — Kleidung. . . Ein sehr schöner Brauch!“

„Bist Du verrückt geworden?“ rief Wolhynzew fast grob aus.

„Du lobst das noch? Ist es nicht gegen das Gesetz, Verbrecher in solcher Weise in Schutz zu nehmen, Ausreißer zu verbergen und zu speisen? Weiß der Teufel, wonach das aussieht, mein Verehrter!“

„Wer weiß,“ sagte der Schreiber verwirrt. „Ein alter Brauch. . . wer kann da entscheiden, ob sie schlecht oder recht handeln. Natürlich, wenn. . . Uebrigens tut man überall so.“

„Nun, mögen sie liberal so tun!“ sagte Wolhynzew wütend.

„Bei mir aber sollen solche Schandthaten nicht vorkommen.“ Wolhynzews Augen blitzten drohend auf.

„Du kennst mich nicht. Was ich einmal gesagt habe, das führe ich auch aus. Nun, ich danke Dir, Iwan Petrowitsch, Du hast mich auf eine schöne Aufgabe aufmerksam gemacht. Mag dies mein Debüt sein! Eine interessante und neue Beschäftigung. . . Sichtlich begünstigt mich das Geschick selbst.“

Die Ermüdung und die mißglückte Jagd waren mit einem Male vergessen. Heiße Gedanken gingen Wolhynzew durch den Kopf und verbanden sich zu einem zwar noch unklaren, aber großartigen

Plan. Er pfliff seinem Jagdhund und lief fast nach Hause, so daß der Schreiber ihm kaum folgen konnte. Zwar Petrowitsch verstand nicht seinen plötzlichen Zorn, aber er hatte Angst. Der Schreiber war der einzige Mensch, mit dem Wolhynzew sich manchmal in ein längeres Gespräch einließ, dem er sogar das Geheimnis seines Aufenthaltes in dem öden Erdentwinkel anvertraute.

„Ich bin hierher nicht auf lange gekommen. Ich lerne bloß,“ erzählte er dem Schreiber mit einem rätselhaften Lächeln. „Ein, zwei Jahre werde ich hier verweilen, dann Gott befohlen!“

„Verzeihen Sie, Wassili Michajlowitsch,“ sagte der Schreiber. „Aber solcher Dienst kann doch für Sie mit Ihrer Bildung und Ihren Verbindungen unmöglich ein Vergnügen sein. Uns, die wir arbeiten müssen, um zu leben, scheint es manchmal. . .“

„Ach, Brüderchen, das verstehst Du nicht. Solche einfache Arbeit ist jedem Menschen nötig. Sogar Peter der Große war, als er lernte, ein einfacher Arbeiter. Jede Arbeit muß man von einer Grundlage beginnen, verstehst Du, von einer Grundlage!“

„Wie denkst Du, Iwan Petrowitsch,“ fragte Wolhynzew eines Tages, „warum sättern die Bauern diese Landstreicher? Mir will das nicht in den Kopf.“

„Wie soll ich es sagen, Wassili Michajlowitsch. Der Landstreicher ist doch auch ein Mensch, — wenn wir ihm nicht helfen, dann hilft Gott uns auch nicht, so denken sich die Bauern.“

„Fragen Sie das erste beste Weib, denn hauptsächlich befaßen sich damit die Weiber. Ein jedes wird Ihnen sagen, daß die Landstreicher von schredlicher Furcht gejagt umherziehen, arm, wie Tiere. Nun, da tun sie einem Leid, ein jeder Mensch muß doch essen. . . Jede Frau wird Ihnen so antworten, auf mein Wort! Und außerdem gibt es noch eine Kombination.“

„Welche?“

Der Schreiber zuckte die Achseln und sagte schüchtern: „Sie tun niemand ein Unrecht. . . Und niemand rührt sie an, wie sie auch niemand!“

„Schön!“ empörte sich Wassili Michajlowitsch. „Ist das Achtung vor der Obrigkeit? Dies dulden hieße seine Ohnmacht eingestehen, — sich mit ihnen verbinden! . . . Nein, mein Freund, daraus wird nichts! Ich werde den Bauern nicht gestatten, dieses Gesindel zu unterstützen, für nichts in der Welt. Mit mir ist nicht zu spaßen.“

Am festgelegten Tage kamen die Gemeindevorsteher des Kreises, dem Wolhynzew vorstand, zusammen und warteten demütig darauf, was die Behörde mit ihnen vorhatte. Von vornherein waren sie damit nicht einverstanden, obwohl sie noch nicht wußten, warum es sich handelte.

Als Wolhynzew zu ihnen heraustrat, in nagelneuer Uniform, jung und selbstbewußt, wurden die Bauern verwirrt und standen eingeschüchtert da, als er ihnen Vorwürfe wegen ihres Ungehorsams zu machen begann und ihnen erklärte, daß man für derartige Sachen eingestraft werde, daß sie gegen Gesetz und Treue handeln, wenn sie solche Flüchtlinge versteckten und unterstützten, und daß er die Schuldigen wegen Weiskülfe sofort den Gerichten überliefern werde, sowie ihm nur ein einziger solcher Fall zu Ohren kommen würde, da verneigten sich die Dorfvorsteher tief vor ihm. Nur einer von ihnen, ein Greis, erhob den Kopf und wagte zu sagen:

„Wir haben es gehört und werden uns danach richten, Ew. Hochwohlgeboren. Aber ob das wohl getan sein wird?“

„Was wird sein?“ rief Wolhynzew zornig aus und stampfte mit dem Fuße.

Die Dorfvorsteher verneigten sich wieder und gingen gesenkten Hauptes auseinander. . .

Der Herbst brach an.

Wassili Michajlowitsch konnte sich nicht genug darüber freuen, daß es ihm durch ein Wort, durch einen Federstrich gelungen war, das, was Jahrzehnte, Jahrhunderte geschaffen, was der Bevölkerung in Fleisch und Blut übergegangen, zu vernichten.

„So werde ich stets handeln,“ dachte er voll Zufriedenheit, fragte bei jeder Gelegenheit die Dorfvorsteher nach den Landstreichern und wiederholte von neuem seinen Befehl.

Entzückt von seinem ersten Erfolg, berichtete Wolhynzew von seinen Taten nach Petersburg, als der Schreiber Michnow zu ihm kam und sich schweigend verneigte.

„Was willst Du?“ fragte Wassili Michajlowitsch, ohne im Briefe schreiben innezuhalten.

„Nichts, Wassili Michajlowitsch, ich wollte nur melden, daß sie wieder ein Pferd gestohlen haben,“ antwortete der Schreiber.

„Weiß der Teufel, was das zu besagen hat!“ rief Wolhynzew empört aus und den Brief beiseite schiebend, ging er erregt im Zimmer auf und ab.

„Natürlich, der Herbst. . . Die günstigste Zeit für Diebe.“

„Durchaus nicht, Wassili Michajlowitsch,“ antwortete der Schreiber leuzend. „Früher hat es niemals solche Unordnungen bei uns gegeben.“

Fast täglich ereignete sich ein anderer Fall von Diebstahl. Bald war ein Pferd verschwunden, bald wieder eine Kuh entführt oder ein Kalb, oder jemand überfallen worden. Dampfe Klagen wurden unter dem Landvolk immer öfters laut; die Leute begannen sich zu fürchten, die Scheunen könnten ihnen angezündet werden. Aber Wolhynzew hielt hartnäckig an seinen Befehlen fest. Der Kampf riß ihn mit sich fort. Persönlich führte er die Untersuchungen, reiste im ganzen Kreise herum, mietete für eigenes Geld Wächter und bergah vollständig die Ruhe.

*) Sibirisches Gefängnis.

„Es kostet mich jubel und dabei gibt es Arbeit übergenug, aber ich kann doch nicht zulassen, daß meine Befehle mißachtet werden.“
Schrieb er seiner Mutter, sich rühmend, daß sein Name gleich einem Sturmwind über ganz Sibirien brause.

Und dennoch ging nicht alles nach seinem Wunsch.
Die Diebstähle nahmen überhand und Ordnung konnte nicht geschaffen werden. Schließlich wurde in einer Nacht Wolhynzew das Meispierd von Landstreichern gestohlen, während er seinen Lieblingshund am nächsten Morgen vor dem Fenster seines Schlafzimmers erwürgt und aufgehängt vorband.

Wolhynzew raste vor Empörung. Die ganze Nacht hindurch wälzte er sich schlaflos auf seinem Lager hin und her und weinte heinabe vor Wut und infolge der erlittenen Beschimpfung. Er konnte sich nicht mit dem Gedanken ausöhnen, daß man seinen Lieblingshund aufgehängt hatte.

„Gätten sie ihn wenigstens erstochen, erschossen, das wäre leichter zu ertragen,“ dachte Wassili Michajlowitsch. „Aber aufknipfen! . . .“

Und in seiner Einbildung stellte er sich lebhaft die Qualen und letzten Todeszudungen seines Koro vor. Fast fühlte er diesen schrecklichen Luftmangel, das hilflose Zappeln mit den Weinen, die Atemnot, endlich das Schwinden des Bewußtseins und den Tod selbst, — und das alles so deutlich, als wenn die Schlinge ihm den eigenen Hals zuschnürte.

„Schrecklich! Unmensächlich!“ dachte er empört und schwor sich, daß er nunmehr für nichts in der Welt zurücktreten werde und alle Bagabunden bis auf den letzten abfangen müsse.

Ein Jahr verging . . . Wolhynzew beruhigte sich.
Die Bauern gaben ihre Befürchtungen auf, denn Landstreicher wurden fast nicht mehr gesehen.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Musik.

Die volkstümlichen Veranstaltungen des Schiller-Theaters Charlottenburg gehen in reichem Zuge weiter und rechtfertigen immer mehr die Empfehlung, die wir ihnen neulich gaben. Namentlich die Sonntags-Konzerte scheinen sich zu etwas wie musikalischen Ereignissen auszubilden. Das letzte konnte auch einem verwöhnten Hörer ungewöhnlichen Genuß bereiten. Es führte uns, über ein Klavierquartett von Mozart hinweg, wieder einmal in die musikalische Romantik hinein. Wir haben hier bereits einige Male Robert Schumann gekennzeichnet als den eigentlichen Vertoner der poetischen Romantiker, als den Lieddichter, der die ältere Weise der alleinherrschenden Melodie und Figurenzier mit der neueren Weise der sinnvollen, bedeutungsreichen Ausdrucksprache verband. Das ergibt gar häufig etwas Unausgeglichenes, selbst Pathetisches und Schwulstiges. Die meiste Instrumentalmusik Schumanns leidet darunter, und zumal seine Kammermusik (aus der wir das Klaviertrio in D-moll belamen) erscheint trotz prächtiger Schönheiten manchmal sogar gekünstelt. Auch seiner Vokalmusik bleibt derartige nicht erspart. Doch verschwindet dies allermehr gegenüber dem lauterem Golde der Schumannschen Lieder. Diesmal gab es solche zu Gedichten Justinus Kerners, des vielleicht intimsten und phantastischsten unter den romantischen Dichtern. Die meisten der da vorgetragenen Stücke sind minderbekannt; doch auch das wahrhaft tiefgehende „Auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes“ hört man schwerlich zu oft.

Die Ansührenden verdienen ihre Anerkennung nicht etwa bloß mit der Einschränkung: „in Anbetracht der guten Sache“. Professor Florian Jacz, der Pringgeiger und Leiter des Ganzen, versteht die Auslese gar wohl. Daß er diesmal den Bariton Anton Siffermans zugezogen hat, sei ihm noch eigens gedankt. Eine solche Gesangskunst, wie die des Genannten, ist jedenfalls selten und verdient die aufmerksamste Beachtung. Diese volle und weiche und leichte, in der zutreffendsten Weise angelegte und dem Gehalte der Komposition angepaßte Vokalifizierung gibt ein gesangstechnisches Vorbild, wie es wenigstens heute nicht so bald wiederkehren dürfte.

Ob der Beginn der Konzerte mittags 12 Uhr (bis etwa 1 1/2 Uhr) zweckmäßig ist? Eine alle Erfahrungsregel verweist alle redenden Sinne auf den Abend und auf künstliche Beleuchtung. Tagsüber und gar bei Naturlicht fehlt doch die richtige Stimmung und Ruhe. Nachmittagsvorstellungen sind und bleiben ein Uebel. Für andere als Theatermusik hat sich die „Matinee“, das Morgenkonzert um die chronomische Mittagszeit allgemein als die leichtlichste Form herausgestellt, nicht ohne das Genuß vieler, denen so der bürgerliche Mittag gestört ist. Eine Verlegung der Tagmusik nach diesem Mittag stört hinwieder andere Interessen. Trotzdem würden Versuche mit der Nachmittagszeit von etwa 3 1/2 bis 5 Uhr, noch mehr aber mit einer früheren Vormittagsstunde dankenswert sein.

Physikalisches.

Ein Vorstoß ins Reich des Unsichtbaren. Die Chemie und Physik geht im allgemeinen von der Annahme aus, daß

die Materie nicht homogen, sondern eine Anhäufung zahlloser überaus kleiner Teilchen, der sogenannten Moleküle sei, die ihrerseits wiederum aus kleineren Stoffeinen, den Atomen, zusammengesetzt seien. Dann haben die jüngsten Entdeckungen über die Eigenschaften des Radium und seiner Verwandten zu der Annahme geführt, daß auch die Atome noch zusammengesetzte Gebilde aus noch vielmal kleineren Stoffteilchen, den Elektronen, darstellen. Als Arbeitshypothese haben alle diese Annahmen ausgezeichnetes geleistet. Man ist auch dazu gelangt, aus theoretischen Erwägungen bestimmte Größen oder wenigstens Grenzwerte für die Größe der Moleküle zu berechnen. Ein experimenteller Beweis dafür, daß die Stoffe wirklich aus Molekülen zusammengesetzt sind, ist jedoch bisher nicht erbracht worden. Man kann die Moleküle unter dem Mikroskop nicht sehen, denn auch die größten unter ihnen erreichen noch nicht die Sichtbarkeitsgrenze, die auch bei Anwendung des vorzüglichsten Mikroskops unerbittlich durch die Wellenlängen der Lichtstrahlen vorgezeichnet ist. Es ist nun allerdings gelungen, diese Grenze insofern gleichsam hinauszuschieben, als man mittels des von Siebentopf und Pügmondy erfundenen Ultramikroskops auch solche nicht mehr sichtbaren Teilchen zwar nicht eigentlich „sehen“, aber doch als leuchtende Punkte wahrnehmen kann. Während in der Praxis unter dem Mikroskop Teilchen, deren Durchmesser kleiner ist als ein Fünftausendstel Millimeter, unsichtbar bleiben, gestattet das Ultramikroskop noch die Wahrnehmung von Gebilden von einem Durchmesser unter einem Zweihunderttausendstel Millimeter, womit schon eine beträchtliche Annäherung an die berechneten Abmessungen der größten Moleküle gegeben ist. Was das Ultramikroskop zunächst gut erkennen ließ, waren die Metallpartikelchen in den sogenannten kolloiden Lösungen, während kolloide Lösungen organischer Stoffe, z. B. von Eiweiß oder Gelatine, der Beobachtung unter dem Ultramikroskop unübersehbare, in den Lichtbrechungsverhältnissen begründete Schwierigkeiten entgegensetzten, so daß gerade die Körper, deren Molekülgröße bedeutend ist, unter dem Ultramikroskop versagen. Dr. Veckhold hat sich nun die Frage vorgelegt, ob es nicht möglich wäre, durch Anwendung hinreichend dichter Filter gelöste Stoffe von ihrem Lösungsmittel zu trennen. Nach seiner Veröffentlichung in der Wochenschrift „Anschau“ (Frankfurt am Main) verwendet er zu seinen Versuchen besonders hergestellte Filter aus Papier und Geweben, die mit Gallerte gedichtet sind. Auf diese Weise wird die Leistungsfähigkeit der wirkungsfähigsten Bakterienfilter, der sogenannten Chamberlanderzen, bei weitem übertroffen. Während diese nach Pügmondy's Untersuchungen Poren enthalten, die enger als ein Zweitausendstel, aber weiter als ein Dreihunderttausendstel Millimeter sind, haben Veckhold's Ultrafilter mittlerer Dichte als größte Poren solche von einem Fünfzigtausendstel Millimeter. Bei noch engeren Ultrafiltern werden auch Teilchen zurückgehalten, deren Kleinheit weit unter die ultramikroskopische Wahrnehmbarkeitsgrenze fällt. Es lassen sich beispielsweise die Spaltungsprodukte des Eiweißes, die verschiedenen Albumosen, nach ihrer Größe trennen und selbst Degtrin, dessen Molekulargehalt kleiner ist als 1000, wird von den dichteren Filtern zu großem Teil zurückgehalten. Einige Vergleichszahlen der Größenverhältnisse in diesem Gebiet des Allerfeinsten werden die Anschaulichkeit dieser Angaben erhöhen. Ein schon bei mäßigen mikroskopischen Vergrößerungen sichtbares Objekt, das Blutkörperchen des Menschen, das 7500 Millionstel Millimeter ausmacht, ist also noch dreifach größer als der kleinste Gegenstand, den das Mikroskop theoretisch noch erkennen ließe, da die Sichtbarkeitsgrenze bei 250 Millionstel Millimeter liegt. Gegenüber diesem Maße wird das Eiweißmolekül zu nur 5—10 Millionstel Millimeter berechnet, siele also der Größe nach unter Umständen noch innerhalb der Sichtbarkeitsgrenze des Ultramikroskops, die etwa 5 Millionstel Millimeter beträgt. Gingen messen die Poren sehr dichter Ultrafilter nur zirka 1,5 Millionstel Millimeter. Sie nähern sich also noch weiter den Abmessungen auch kleinerer Moleküle, ohgleich der Durchmesser des Alkoholmoleküls auf nur 0,5 Millionstel Millimeter, und der des kleinsten, nämlich des Wasserstoffmoleküls, auf gar nur 0,16 Millionstel Millimeter berechnet worden ist. Immerhin reicht die Leistungsfähigkeit des Ultrafilters in das Reich der molekularen Größen oder vielmehr Kleinheiten weit hinein, und sein Erfahder sieht in seiner Wirklichkeit die Bestätigung der Molekularchypothese, das heißt den experimentellen Beweis für die wahre Existenz der Moleküle. Was die praktische Bedeutung des Ultrafilters anlangt, so dürfte sie in erster Linie auf dem Gebiete der Medizin zur Geltung kommen. Es gibt nämlich eine Reihe von Krankheiten, wie die Maul- und Klauenseuche, die Pocken, das gelbe Fieber, die Hundswut u. a., deren Erreger so klein sind, daß sie unter dem Mikroskop unsichtbar bleiben und auch durch die bisher bekannten Filtermethoden nicht abgeschieden werden. Hier verspricht die Ultrafiltration weitere Möglichkeiten, im Studium voranzuführen. Ein weiteres Ergebnis der Ultrafiltration war der Nachweis, daß das Versagen gewisser sehr wirksamer Desinfektionsmittel beim Versuch, sie innerhalb der Tierkörper zum Abtöten von Krankheitserregern zu verwenden, darauf zurückzuführen sei, daß das Infektionsmittel durch die festen Bestandteile des Serums gebunden wird und aus diesem Grunde keine Wirkung übt. Ferner dürften sich noch andere Anwendungsmöglichkeiten, auch auf industriellem Gebiet, wie in der Brauerei, Gerberei usw. ergeben.

sz.